

nur Eins war mir unklar — nämlich wer der Mörder war.

Benjamin Hood war erdrosselt. Das Verbrechen mußte in wenigen Sekunden ausgeführt sein. Jemand hatte sich über ihn gestürzt, zwei kräftige Hände hatten seinen Hals umschlungen, ein Zusammenpressen, sein Schrei, ein Seufzer, ein Schnappen nach Luft und Alles war vorbei. —

Ich beugte mich herab und entfernte das blutbefleckte Hemd von der Brust. Das Blut war noch frisch. Der Mord war ganz kürzlich geschehen — es konnte kaum mehr als eine Stunde verstrichen sein.

Ob etwa das trotzig Individuum da hinten irgend welche Aufklärungen geben konnte? Er hatte zuerst die Polizei hierher gerufen. Man hatte sofort den Chef geholt. Der Mann behauptete, daß er nicht das geringste von der ganzen Sache wisse, er sei zufällig vorübergekommen. Er sei arm, aber ehrlich. Einer der Polizisten erkannte ihn. Er war ein Straßensänger, der in Five-Points wohnte und der Polizei schon mehrfach wichtige Dienste geleistet hatte. Ich untersuchte ihn, ohne jedoch das geringste Verdächtige zu finden. Man konnte ihn einstweilen gehen lassen.

Und der Messerstich? — der war nicht tief und sicher nur beigebracht, um irrezuführen. Die Wunde war keine tödliche, es war keine kräftige Hand gewesen, die das Messer geführt hatte.

Zwei Mörder? Einer, der das Opfer erdrosselt, und einer, der es gestochen hatte?

Wo aber war das Messer?

Wir suchten rings umher im Schmutz danach: kein Messer war zu entdecken.

An Benjamin Hoods Fingern glänzten mehrere Diamantringe. Der Straßensänger war zweifelsohne ein ehrlicher Mensch. Eins war mir klar — Hood war nicht aus Gewinnsucht gemordet.

Steckt sein Taschenschlüssel in der Tasche? Nein! Höchst merkwürdig! Ich suchte abermals im Schmutz und siehe da! Ich fand es. Dieser Umstand konnte von Bedeutung sein.

Ich stellte nach jeder Richtung hin die genauesten Untersuchungen an, ohne jedoch irgend etwas zu entdecken — und dann dieser Schmutz, dieser Regen, der Stunde auf Stunde vom Himmel herabströmte.

Man kam mit der Bahre. Der entseelte Körper wurde darauf gelegt und zugedeckt.

„Moore,“ sagte mein Chef, „gehen Sie jetzt nach Hause, und ruhen Sie sich aus! Aber vergessen Sie nicht, was Sie mir versprochen haben. Und wann denken Sie stets daran, daß ich Tag und Nacht zu Ihrer Verfügung stehe! Sie können mich zu jeder Stunde auffuchen. Brauchen Sie Geld, so steht meine Privatkasse Ihnen zu Gebote! Bedürfen Sie eines Rathes, — ich werde mein Bestes thun, um Ihnen beizustehen. Wünschen Sie Hilfe, ich bin zwar nicht mehr jung, aber meine Arme haben noch ein gut Theil ihrer früheren Kraft. Ja, wenn es nöthig ist, will ich den Mörder mit eigenen Händen greifen. Sie wissen selber, Moore, was ich tagtäglich hören muß, Alles, was die Zeitungen sagen, Alles —“ Die letzten Worte wurden so leise ausgesprochen, daß es mir schwer ward, sie zu verstehen.

„Mein Chef,“ sagte ich, „Sie vertrauen mir diese schwere Aufgabe an, und ich bin stolz darüber! Ich will mich nicht aufhalten — die Nacht vergeht, und ich habe noch viel zu überlegen, nur noch ein Wort,“ ich senkte meine Stimme, soweit der plätschernde Regen und der heulende Sturm es zuließ. „Sie müssen mir versprechen, sich Niemand in dieser Sache anzuvertrauen. Niemand außer mir darf seine Hand dabei im Spiele haben. Die Entdeckungen, die ich mache, müssen ein Geheimniß zwischen uns bleiben, ich muß unbegrenzte Macht haben, nach meinem Willen und meinem Ermessen zu handeln!“

Der Chef reichte mir eine Karte, auf der einige Worte geschrieben waren. In der einen Ecke befand sich ein großes Siegel.

„Nehmen Sie diese Karte, Moore! Sie öffnet Ihnen jede Thür. Sie haben die Macht, Jeden, wer es auch sei, zu verhaften. Kein Polizist kann Ihnen seine Hilfe verweigern. Mit einem Worte: Sie sind ebenso mächtig wie ich.“

Auf den Wink des Chefs fuhr sein leichter Wagen vor. Er sah sich nach seinem Adjutanten um, aber dieser schien weder zu hören noch zu sehen. Der junge, sonst so aufmerksame Mann stand da und starrte der sich fortbewegenden Bahre nach. Als der Chef ihn rief, wurde er dunkelroth und warf mir einen eigenthümlichen Blick zu. In seinem Antlitz stand gleichsam ein fester Entschluß zu lesen. Einen Moment bligte es in seinen Augen auf; dann sprang er pfeilschnell auf den Boden und setzte sich neben den Kutscher. Im nächsten Moment war das Fuhrwerk meinem Gesichtskreis entschwunden.

Langsam bewegte ich mich vom Fleck. Meine Wangen glühten, mein Hirn arbeitete fieberhaft. Da stieß mein Fuß an einen harten Gegenstand. Ich bückte mich, meine Hand faßt in den Schmutz hinab. Es ist ein Messer! Ein kleines spitzes Messer, das ich vorsichtig abtrockne, ehe es in meiner Tasche verschwindet.

Dann setze ich meinen Weg fort, aber schon nach wenigen Schritten stehe ich wieder still. Mein Entschluß steht fest, ich kehre um und gehe weiter nach Five-Points hinein.

Es war ein Uhr Nachts.

III.

Fast am Ende von Five-Points liegt ein großes Haus, groß wenigstens im Vergleich zu den elenden Hütten, die es begrenzen. Es ist von oben bis unten erleuchtet. Das gedämpfte Licht bringt durch die Fenster und wirft einen bleichen Schein auf die dunkle Straße.

Hin und wieder tönt Geschrei und lautes Rufen aus dem Gebäude. Dann ist Alles eine Weile still, bis nach wenigen Minuten der Lärm mit erneuter Gewalt losbricht. Zuweilen wird die Thür geöffnet und ein menschliches Wesen mit großem Nachdruck an die Luft gesetzt.

In diesem Augenblick kommt ein Mann die Straße herauf. Sobald er in den vom Hause ausgehenden Lichtkreis angelangt ist, kann man seine Züge erkennen. Tiefe Runzeln bedecken seine Stirn und ein mürrischer Zug umspielt seinen Mund. Er geht vornüber gebeugt und seine Haltung hat etwas Unterlegtes. Eines ist sicher, er hat weder in den Gesichtszügen noch in der Figur oder dem Gange die geringste Ähnlichkeit mit dem Detektive John Moore.

Und doch ist es kein Anderer.

Ohne Zögern öffne ich die Thür zu dem großen Hause. Im selben Augenblick vernimmt mein Ohr ein entsetzliches Getöse, aber ich beachte das nicht weiter.

Ein junges Mädchen — sie zählt sicher nicht mehr als 14 Jahre — kommt mir entgegen, sie hat Blumen im Haar und ein freches Lächeln auf den dünnen Lippen. Sie ergreift meine Hand und flüstert mir leise einige Worte zu. Ich werfe ihr eine Münze hin und eile weiter.

Ich gehe die schmale Treppe hinauf. Merkwürdige Gestalten begegnen mir, wenden sich nach mir um und starren mir nach. Ist etwa Gefahr im Anzuge?

Als ich ihnen aber einen gewissen Blick zuwerfe, beruhigen sie sich gleich. Einer von den ihnen!

Oben angelangt, biege ich links ab und trete in einen großen Raum. Musik tönt mir entgegen, der Tanz ist in vollem Gange. Aber welche Musik und was für ein Tanz! Die Mitglieder des Orchesters sind mir wohlbekannt. Der Dirigent ist ein berühmter Falschmünzer, den man noch niemals hat fassen können, die Violine spielt ein Einbruchsdieb, ein Spezialist in der edlen Kunst, Patentschlösser ohne Schlüssel zu öffnen — sich mit gewöhnlichen Schlüsseln zu befassen, hält er unter seiner Würde — und so weiter.

Und wenn mich irgend etwas überraschen könnte — aber dazu bin ich zu alt und zu sehr an Alles gewöhnt — so müßte ich hier über einen Umstand staunen: fast alle Tanzenden sind Farbige, größtentheils Neger, doch giebt es hier auch Krolen, Mulatten und andere Mischlinge.

Mit einem Wort, dies ist der Sammelplatz für New-Yorks farbige Bevölkerung.

Ich verlasse das Zimmer wieder. Rechts von dem Tanzboden liegt ein ungefähr eben so großer Raum, in den ich mich jetzt begeben. Von dem Augenblick an, in dem ich dies Haus betrat, habe ich die rechte Hand krampfhaft in die Tasche gesteckt, fest umschließt sie den Kolben meines Revolvers.

Auch dieser Raum ist voll Neger. Meine Augen durchfliegen schnell das Zimmer. Mit sicherer, unbefangener Haltung durchschreite ich dasselbe. Mein spähernder Blick haftet bald an der einen, bald an der anderen dieser schwarzen Gestalten.

Ich betrachte eine Gruppe, die auf dem Fußboden sitzt. Man spielt ein erst kürzlich aufgekommenes Spiel, von dem ich gehört, das ich aber noch niemals gesehen habe.

Das ist das „Fliegenpiel“.

Ich beobachte einen der Spieler. Es ist ein baumlang, riesenhafter Neger. Er muß zweifelsohne im Besitz ungewöhnlicher Körperkräfte sein. Seine Augen blitzen, und der Ausdruck seines Gesichtes verändert sich von einem Augenblick zum andern. Ich habe selten oder niemals ein derartiges wechselndes Mienenpiel gesehen.

Ich habe ein Gefühl, als müßte ich mich auf ihn stürzen. Aber ich besinne mich und nehme an einem der kleinen Tische, die rings herum an den Wänden stehen, Platz, ohne dabei jedoch den Neger außer Acht zu lassen.

Ein Neger eilt herbei. Nach kurzem Besinnen bestelle ich eine Flasche Cognac. In wenigen Augenblicken steht das belebende Getränk vor mir. Ich schenke den Zinnschalen voll und trinke.

Ich stütze den Kopf in meine linke Hand — die rechte steckt noch immer in der Rocktasche, obwohl ich den Ulfster aufgedrückt habe — und fange an zu grübeln. Meine kühnste Vermuthung, meine Ahnung trifft also zu — dieser Neger hier? In dieser Gesellschaft? Er, der so viel auf sein Ansehen giebt, er, der vertraute Diener von Archibald Forster, dem

früheren Gatten der geschiedenen Frau, mit welcher Benjamin Hood zwei volle Jahre verheirathet gewesen?

Benjamin Hoods Heirath war keine alltägliche Begebenheit. Im Gegentheil! Drei volle Tage hatte man in New-York von nichts anderem geredet. Und die Stirn in die Hand gestützt, suchte ich mir Alles ins Gedächtniß zurückzurufen. Nach und nach ordnen sich die Gedanken, und die Ereignisse, die sich vor Jahren zugetragen, stehen wieder klar vor meiner Seele.

Jener Neger, der dort so ruhig auf dem Fußboden saß, hatte er etwa von seinem Herrn, dem verlassenen Gatten, den Auftrag erhalten, die diesem angethane Schande zu rächen, seine Ehre rein zu waschen?

Aufmerksam betrachtete ich die Hände des Negers. Sie waren ungewöhnlich groß und mußten zweifelsohne im Besitz einer Kraft sein, der nichts widerstehen konnte. Zwei eiserne Fesseln, die sich um den Hals des unglücklichen Opfers legten — ein Röcheln und Alles war vorbei.

Auf dem Fußboden aber saßen die acht Neger, regungslos gleich Marmorbildern. Sie bewegen nicht ein Glied ihres Körpers. Man hätte glauben können, sie seien plötzlich versteinert.

Sie hatten jeder ein Stück Zucker von gleicher Form und gleicher Größe vor sich liegen. In der Mitte des Kreises schwirren einige kleine Fliegen umher.

Die Spielregel ist folgende: der Besitzer des Stückes Zucker, auf welches sich eine der Fliegen zuerst niederläßt, hat gewonnen; die Mitspielenden müssen ihm eine gewisse Summe, je nach der getroffenen Uebereinkunft, ausbezahlen.

(Fortsetzung folgt.)

Fürst und Arbeiter.

Am 9. September hatte der Großherzog Friedrich von Baden seinen Geburtstag und darum mag hier nachstehend von diesem Fürsten, welcher zu den beliebtesten, leutseligsten und bürgerfreundlichsten Regenten im Deutschen Reiche gehört, eine kleine Geschichte erzählt werden, aus der sich ersehen läßt, wie wohl der Großherzog die Arbeiterverhältnisse kennt und über dieselben nachgedacht hat.

Ein Malergehilfe, der bei einem Regiment in Strassburg seiner Militärpflicht genügt, arbeitete vor seiner Einberufung zur Fahne bei einem Meister in Baden-Baden, der im Schlosse Arbeit bekam und dieselbe jenem Gehilfen ausführen ließ. Als dieser an einem Morgen dort beschäftigt war, stand auf einmal der Großherzog in einer einfachen Toppe vor ihm und begann ein Gespräch mit ihm.

Großherzog: „Sind Sie schon Soldat gewesen?“
Maler: „Nein, königliche Hoheit, aber ich werde nächsten Herbst freiwillig eintreten, um meine Zeit abzu dienen.“

G.: „Sie freuen sich wohl darauf?“
M.: „Doch nicht, königliche Hoheit; in den Dienstjahren komme ich in meinem Geschäfte sehr zurück. Nach denselben muß ich mindestens ein Jahr wieder lernen, um das einzuholen, was ich in meiner Militärtätigkeit verlernt habe.“

G.: „Das ist allerdings schlimm. Aber es geht Vielen so. Es ist einmal nicht anders zu machen. Das Militärwerden hat jedoch auch für den Arbeiter manchen Nutzen. Denken Sie einmal darüber nach!“

Am andern Tage kam Großherzog Friedrich wieder, klopfte dem Maler auf die Schulter und fragte: „Nun haben Sie einmal nachgedacht?“

M.: „Leider nicht, königliche Hoheit, ich habe noch keine Zeit gehabt.“

G.: „Nun dann will ich es Ihnen sagen. Mit siebenzehn Jahren tritt der junge Mann gewöhnlich in die Arbeit, manchmal früher, manchmal später. Der Schneider, Schuhmacher, Fabrikarbeiter, ja auch der Schreiber und Andere sitzen vielfach den ganzen Tag vorn herüber mit verkrüppelten Beinen, herausgedrücktem Rücken in ungesunder Luft. Wenn das so fort ginge, würden sie mit der Zeit krumm, ja Manche könnten sogar schwindelhaftig werden. Davor werden sie nun bewahrt, wenn sie in ihrem zwanzigsten Jahre Soldat werden müssen. Als Soldaten werden sie gestreckt, eignen sich eine gerade Haltung an, turnen und schwimmen, genießen die frische Luft. Nach ihren Dienstjahren sind sie dann erstarkt, gesund und können so besser den nachtheiligen Einflüssen ihres Geschäftes Widerstand leisten. Das kommt ihnen und der Arbeit zu gut. Ist es nicht so?“

M.: „Ja wohl, königliche Hoheit.“

G.: „Ein andermal mehr!“

Leider war am Abend die Arbeit im Schlosse beendet und der junge Maler hat den Großherzog Friedrich nicht wieder gesprochen. Seine Worte hat er aber im Gedächtniß behalten und weil sie auch für Andere lehrreich sein können, darum stehen sie hier.